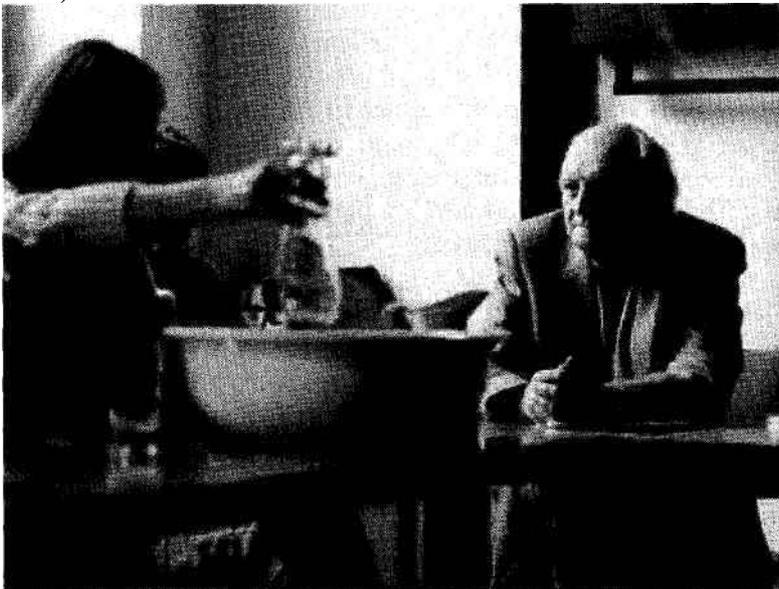


(S. 116-119)

Junge Schweizer

Am liebsten fuhr ich ja in den siebziger Jahren in die Schweiz, zu diesen lockeren Gruppen junger Lehrer, die sich als Freie Pädagogische Arbeitskreise oder ähnlich bezeichneten. Selbständige Köpfe (und solche die es werden wollten), denen das Offizielle nicht genügte; sie holen sich zu Wochenendtagungen Leute, die ihnen einleuchteten. Waldorflehrer fehlten selten. - Bei uns habe ich Vergleichbares nicht angetroffen. Lehrer sehen dort auch anders aus. Die Bärte sind echter, die Blicke offener; die Sprache kerniger, und gerade in den Abweichungen erscheint sie deutscher als unser Deutsch.

Diese Reisen kamen seit etwa 1971 in Gang, mit ausgelöst vielleicht durch den Zürcher Kongreß „Zeit- und Leitbilder“ vom Sommer 1971 (wo ich den Vortrag „Wissenschafts-Verständigkeit“ hielt).



Gespräch mit jungen Lehrern. „Das Wasser läuft nicht aus dem umgekehrten Glas!“ (1983)

Ich zähle die Orte solcher Besuche auf: Rüslikon, Ebertswil, Solothurn, Rüslikon, Rüslikon, Ebertswil, Wald, Ebertswil, Liestal, Ebertswil (noch 1982). Der häufigste Ort, Ebertswil, bedeutet: nahe dieser Gemeinde die alte freiliegende Jugendstil-Villa „Iskandaria“ (von einem Türken erbaut) mit weitem Blick auf die Alpen und den See und mit einem anmutigen halbwildem Garten. Dort hat Marcel Müller-Wieland (Zürich) eine ortsfeste „Freie Pädagogische Akademie“ entstehen lassen. Bei diesen Tagungen erlebte ich einen Stil des Miteinander-Lebens, der Erinnerungen an die Odenwaldschule wachrief, ja an den Hauch „Wandervogel“ von 1913. Die „Zwanziger Jahre“ schienen nachgerückt. (Kein Wort hörte ich dort aus der erziehungswissenschaftlichen Retortensprache.) Keine Vortragssäle, nur die alten großen Wohn- und Schlafräume. 20 bis 30 Teilnehmer, meist junge Männer und Frauen.

Kleiner Auszug aus dem Protokoll eines Gruppengesprächs, das dort im Jahre 1978 stattfand. (T. bedeutet irgendeinen Teilnehmer, W. mich.)

Man sitzt um einen großen ovalen Tisch herum.

W.: „Am Anfang brauchen wir ein erstaunliches Phänomen, ein sonderbares. - Wie ist es denn, wenn man ein Glas beim Spülen aus dem Wasser zieht? - Haben Sie da mal etwas Auffälliges bemerkt?“

T.: „Wenn man so ein Glas heraushebt, so nimmt man erst das Wasser mit hoch, bis es dann plötzlich rausläuft.“

W.: „Sie haben aber nicht alles erzählt...“

T.: „Ach so, ja: Mit dem Boden nach oben, umgekehrt also. Unter Wasser ist es ganz voll Wasser, Wasserspiegel höher. Bleibt drin.“

W.: „Nun mal ganz genau...“

T.: „Wenn ich ein Glas unter Wasser ganz voll mache und es dann mit dem Boden vorsichtig über das Wasser hinaus hebe, so daß sein Rand nicht über die Wasseroberfläche kommt, dann geht das Wasser im Glas mit.“

W.: „Wie meinen Sie das ‚geht mit‘?“

T.: „Die Wasseroberfläche im Glas ist dann höher als die in der Wasserschüssel. Das Wasser bleibt drin.“

W. (Zu den anderen): „Wissen Sie, was er meint? Schon mal gesehen? - Ich seh es Ihnen an, daß Sie es nicht vor sich sehen!“

T. (Weiblich, lachend): „Ja dann müssen wir's eben mal machen, damit wir's vor uns haben!“

Auf dem riesigen alten Tisch wird eine Folie ausgebreitet. Vorsichtig wird eine Zinkwanne voll Wasser hereingetragen und drauf gestellt. - Man steht auf. - Einige beginnen, zögernd, andächtig zu spülen.

W. (an T., der anfangs den Versuch vorgeschlagen hat): „Ist es so richtig?“

T.: nickt. - Gemurmel bei den anderen.

W.: „Ja, was wir gemacht haben, das ist jetzt klar.“

Man setzt sich wieder.

W.: „Jetzt: Was ist hier das Problem?“

T.: „Daß das Wasser im Glas bleibt, erstaunt mich. Sonst leert sich doch Wasser aus.“

T.: „Wir sind gewohnt, daß das Wasser ausfließt. Es widerspricht der Gewohnheit.“

Älterer Gast: „Wieso? es ist doch ‚gewöhnlich‘: immer, wenn ich spüle, ist es so. Man wundert sich doch nicht darüber. Mehrere T.: „Doch! Ich habe mich schon früher darüber gewundert.“

T.: „Das Wasser kann nicht raus. Denn...“

W.: „Wieso, will es denn?“

T.: „Es will schon - aber da drin (in der Wanne) ist halt viel mehr Wasser. Da kommt es nicht gegen an. Es kann sich nicht durchdrängen. Einer gegen viele!“ (Gelächter)

W.: „Das ist doch richtig. Die Menge machts!“

T. (zögernd): „wenn im Glas mehr Wasser wäre..., wenn das Wasser im Glas so viel wäre wie draußen ...“

W.: „Ja, ja! Da drängen sich Experimente auf, wie?“

T.: „Ja, wenn wir statt der Wanne einen Suppenteller... nein das geht nicht!“

Mehrere stimmen aber zu. Ein Teller wird geholt.

T. versucht es mit Bierglas und Suppenteller. Es missglückt zuerst, weil das Glas gleich zu hoch gehoben wird. Dann klappts: Das Wasser bleibt im Glas, auch wenn das Glas (umgekehrt) nicht auf dem Teller ruht.

Erstauntes Lächeln. -

So weiter, zwei Stunden lang.“

Einmal, vor kurzem (1982) - meine Frau war dabei - am frühen Morgen des zweiten Tages, nach dem Aufstehen, setzt unvermittelt eine nie gehörte, berauschte Musik das Haus wie unter Wasser. Ein ganzes Orchester? Weit draußen oder im Gebäude?

Wir schleichen suchend das Treppenhaus hinunter und finden unten, in der kleinen Vorhalle, umstanden von einer engen Ring-Mauer von gebannt Lauschenden, den einzigen Urheber, den jungen Spieler vor seinem „Hackbrett“, einer Art Doppel-Zither, wie er mit weich federnden Klöppeln in

den Händen die ungedämpften Saiten fliegend übertanzt. Eine süß-ernste, eine leidenschaftliche Musik. Cembalo, Harfe, Flöte und Wind scheinen verwebt. Eine kleine braune Geigerin tritt hinzu und fügt ihr Spiel improvisierend vollkommen ein. Jetzt eine einzelne Singstimme dazu: Dann singen sie alle ihre schweizer Lieder.

Nach dem Ende steht nur noch der weiter träumende Spieler da, das Mädchen, und ein Physiker, der tief interessiert die Saiten-Spannung untersucht, und wir.

Nachher, beim Frühstück, erzählt die warmherzige Stimme eines Dreißigjährigen: „Ja, das Hackbrett ... Im Kán-ton Áppen-zell ist es früher ja einmal verboten gewesen, weil es da noch keine Geburten-Beschränkung gegeben hat...“